Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 28 (1924-1925)

Heft: 6

Rubrik: Buntes Allerlei

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 27.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wie mancher kühle Blick fliegt zu dem Kind hin, wie oft und oft versucht es umsonst, die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich zu ziehen und Antwort auf eine Frage zu erhalten. Schließlich begnügen sich unsere kleinen — wie oft aber so großen — Philosophen mit den Spielgefährten oder andern Dingen, die ihnen Antwort geben, und der Friede ist wieder hergestellt.

Dem Verhalten der Mütter entspricht auch das der Dienstmädchen, die oft mit bewundernswürdiger Hingebung sich für das kleine Kind einsehen, das größere aber unwirsch abschütteln.

Vielleicht ist es natürlich, daß das hilfsbedürftigere Wesen die Mutter mehr zur Betäti= gung lockt, vielleicht ist auch der körperliche Zusammenhang noch größer, so lange man das Kind auf den Armen trägt, vielleicht empfindet man das kleine Kind noch viel mehr als das eigene Geschöpf, als Eigentum, über das man Besitzerrechte hat, das die Erfüllung aller Hoff= nungen gewährleistet. Das wehrlose kleine Kind - ich spreche nicht von dem verwöhnten Haus= thrannen, wo das Problem sich wieder ganz an= ders stellt — fügt sich naturgemäß der Macht, den Eltern, und verstärkt dadurch die Vorstel= lung, daß es nach ihrem Wunsch und Willen geformt werden könne. Das Schulkind dagegen fühlt sehr rasch, daß es noch eine andere Umwelt mit andern Gesetzen gibt als das Elternhaus und es wird sich automatisch da anpassen, wo es den geringern Widerstand findet. Seine Eigen= art stärkt sich im Wettlauf mit andern, es stärkt sich auch sein Unabhängigkeitsgefühl, wenn es einmal verlernt hat, mit allem zuerst zu den Eltern zu kommen. Raum je wird es dann spä=

ter gelingen, mehr als pflichtgemäßes Verhalten zwischen den Generationen zu schaffen.

Wo der erste Schultag eine Alust aufreißt zwischen Eltern und Kindern, ist er der Außzgangspunkt für ein Leid, das um so größer ist, als wir Alle gebunden sind durch das Bewußtzsein der Heiligkeit unseres Zusammenhangs mit Vorsahren und Nachkommen. Eines Tages stezhen wir Eltern da mit einer Liebe, die nicht mehr begehrt wird, die Kinder mit einem Heimweh, das nicht mehr gestillt werden kann.

Scheinbar harmlos beginnt die Tragödie: ein Kindchen frägt die Mutter zwei-, dreimal und be- fommt keine Antwort, ein formuliertes Begeh- ren wird unfreundlich abgewiesen, während das Weinen oder Schreien des Babies aufmerksamste Beachtung findet oder eine Mutter hat "keine Zeit", wenn gerade etwas so furchtbar Wichtiges vor sie, die höchste Instanz, gebracht werden sollte.

Wenn man sie so draußen sieht im Sonnen= schein, Mütter und Kinder und als stiller Beobachter sich seine Gedanken macht, so mischt sich in das freudige Bewundern stets erneuter Le= benskräfte ganz selbstverständlich auch das Be= dauern darüber, daß der Mensch so viel des Röst= lichsten, was ihm gegeben ift, verdorren läßt. Es geschieht nicht aus bösem Willen, sondern aus Mangel an Einsicht, aus falscher Einstellung zu den Lebensgesetzen, aus einer gewissen Seelen= trägheit. Nicht nur für das, "was du ererbt von beinen Vätern haft": nein für alles was uns zu teil wird, ja sogar für das, was wir selber als Schöpfer in die Welt zu stellen glauben, gilt eben Goethes Wort: "Erwird es, um es zu besitzen." Ida Häne=Lur, Zürich.

Buntes Allerlei.

Giszeitmessung und Menschheitsalter. Aus der Tertiärzeit kennt man noch keine menschlichen Knochenreste; fast sicher hatte damals sich der Mensch noch nicht aus dem Tierstamm heraus entwickelt. Angebliche Feuersteinwerkzeuge des einst gemutmaßten Tertiärmenschen haben sich als Naturprodukte erwiesen.

Bor wohl mehr als 500,000 Jahren begann die Eiszeit. Bis etwa ums Jahr 300,000 vor dem Beginn der heutigen Zeitrechnung waren nach gegenwärtigen Schätzungen der möglichen Bildungsgeschwindigkeit von Gletscher= und Schmelzwasserablagerungen drei Abschnitte der Eiszeit verstrichen: die erste Eiszeit, die erste Zwischeneiszeit und die zweite, längste und fäls

teste Eiszeit. Ans diesem großen Zeitraum stammen aus nicht vereister tropischer Gegend, und zwar aus Java, die denkwürdigen Knochenzeste des Affenmenschen oder Pithekanthropus, und annähernd ebenso alt ist auch bereits ein richtiger, obwohl noch affennaher Mensch, der Heidelbergmensch oder Homo heidelberggensis, der im Flußsande beim Dorfe Mauer unweit Seidelberg seinen plumpen und rohen, noch sast finnlosen, aber bereits durch nicht mehr vorspringenden Eckzahn menschenartigen Unterkiefer zurückließ.

Weitere 100,000 Jahre dauerte die verhält= nismäßig breite und für die Entfaltung mensch= licher Fähigkeiten wohl günstige zweite Haupt= zwischeneiszeit. In sie fallen die ältesten Keste vom Neandertalmenschen und das älteste menschliche Feuersteingerät. Auch dieser Mensch hatte noch eine fliehende Stirne, ein fliehendes Kinn und starke Augenbrauenwülste, und sein hauptsächlichstes Feuersteingerät waren die etwa mandelkernförmigen, anfangs sehr großen Faustkeile, die später mit Griffstelle für die Hohlhand versehen, sodann auch verkleinert wurden.

Weitere 70,000 Jahre brachts die dritte Siszeit und die Fauftkeilkultur, weitere 60,000 Jahre die letzte Zwischeneiszeit und die Kulturstufe der sog, unteren Mousterien; der abermalskeinere Faustkeil des Neandertalers wird oft geschäftet, somit als Messer verwendet.

Etwa 60,000 Jahre dauerte die letzte Eiszeit. In ihren Anfang reicht noch die Faustkeilkultur, der Neandertalmensch und die Stufe des oberen Mousterien hinein, wird aber dann abgelöft durch die beginnende Alingen-Aultur oder Renntierverarbeitung, also mehr Anochengerät, und den Aurignacmenschen, der etwa zwischen dem Neandertaler und dem heutigen die Mitte hielt. Speere, Harpunen, Anochennadeln und Anochenschmuck bringt die dem Mousterien folgende Stufe des Aurignacien, seine weidenblattsförmige Wesser das dann folgende Solutreen, dazu Schnitzerien in Anochen und Elfenbein menschliche Figuren von Buschmannthpus.

Die letzten 14,000 Jahre der letzten Eiszeit umfaßt die letzte Abschmelzperiode, zugleich die Kulturstuse des Magdaleniens, in welcher neben Knochengerät und Knochenkunst — die oft Tiere, namentlich Kenntier, Pferd und Mammut darstellte — auch Malereien an den Wänsen der Wohnhöhlen des Menschen erscheinen, darunter farbige Vilder vom Vison, Auerochsen und Nashorn, sowie vom Menschen als Jäger.

Rund 13,000 Jahre sett die Berechnung, auf der vorstehende Angaben beruhen, für die nacheiszeitliche oder Jetzeit an. Mit ihr ist die Altsteinzeit zunächst durch die mittlere Steinzeit abgelöst. Durch eine Landsenkung war die Ostsee entstanden, anfangs als kaltes, Finnland überflutendes Meer, dann durch Landhebung als Süßwasserse, dann wieder durch breite Verbindung mit der Nordsee als salzreiches Meer, doch nun mit Muscheln des Südens: das ist die nacheiszeitliche Wärmezeit. Zur menschslichen Kultur gehört jetzt der Haushund, dann auch das Hausrind.

Vor rund 7000 Jahren begann die jüngere Eiszeit mit poliertem Steingerät, Töpferei, Pfahlbauten und Ackerbau. Vor 4000 Jahren begann die Metallzeit — anfangs Bronze, dann Eisenzeit — und ums Jahr 1000 nach Christus infolge Zunahme der Menschenzahl die Rodung der Waldgebirge mit Ausnahme der heute noch bewaldeten Kämme.

Die Masai=Neger als gute Beobachter.

Von jeher haben (nach Mecker) die Masai, deren Heimat im Gebiet des Kilimandscharo in Ostafrika liegt, den Stich der Moskitos als Vorbedingung für Erfrankungen an Malaria angesehen. Dadurch werde dem Menschen ein Gift eingeimpft, das die Ursache der Krankheit sei. Darum meiden sie die Nähe von Sümpfen und stehenden Gewässern, auch nur von Wasserlachen, die nach Regen sich bilden, für die Anlage ihrer Kraale. Tritt das übel dennoch heftig auf, so verlassen sie den Platz sofort. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat die Wissenschafteten Von dem Naturvolk der Masai beobachteten Zusammenhang zwischen Stechmücken und Malaria als richtig erkannt und nachgewiesen.

In seinem schönen Buche "Wild, Wald, Steppe" bestätigt Dugmore indirekt die Angaben von Mecker. Es heißt da nämlich: "Eines hat mich bei den Masai immer gewundert, daß sie ihre Dörfer selten an das Wasser bauen. Den Grund hiefür habe ich nie heraussinden können." Er hat sich eben zu wenig lang im Wohngebiet der Masai aufgehalten, um über die Sache ins Klare zu kommen.

Nicht minder interessant ist die Tatsache, daß sie Bocken durch Impfung bekämpfen, indem sie Bockeneiter eines Kranken in Schnitte ein= führen, die sie auf der Stirne anbringen. Diese Neger sind also Anhänger der Schutzpocken= Impfung.

Affenlogif.

Alle Affen untersuchen bekanntlich jeden Gegenstand genau, selbst Kästen mit photosgraphischen Platten. Diese hatten für Fips—ein zahmer Affe—ein Extrainteresse; als Weibschen war er eitel, benutte die Platten als Spiesgel und versuchte mit schnellem Griff, die versmutlich dahinter sitzende Feindin zu fassen. Auch die Kakesbüchse wurde auf ihren Inhalt geprüft, das war lohnender. Einmal haben wir damit den armen Fips auf einen großen Leim gelockt. In einen derartigen leeren Kasten hatten wir eine erlegte Schlange getan und das Ganze auf den Extisch gestellt. Sobald sich Fips undemerkt glaubte, schlich er heran, sprang auf den

Tisch, noch ein orientierender Blick in die Runde, dann ging es an den Kasten. Als er aber den Deckel öffnete, rührte ihn beinahe der Schlag; sauchend und schimpfend war er im nächsten Augenblick auf einen Baum entslohen. Schlangen sind ja für Affen der Inbegriff alles Schreck-lichen. Nachdem der Affe sich beruhigt hatte, ging ich an den Tisch, und da sing das Tier, wie ich mich dem Kasten näherte, ein derartiges Gezeter an, sprang dom Baum und zog mich an den Hosen, daß kein Zweisel war, es wollte mich warnen. (Berger, In Afrikas Wildsammern).

Rindertränen. Es gibt nicht nur Kleider= moden, sondern ebenso Kunstmoden und wissen= schaftliche Moden. Man braucht nur an die Heilkunde, an das "Aderlassen" zu denken, um dessen ganz gewiß zu werden. Die Tat-sache ist bedauerlich, beruht aber auf so tiesen Gründen, daß sie eben als Tatsache hingenom= men werden muß. Reinesfalls aber sollte sich die Mode breitmachen auf einem Gebiet, wo sie wirklich nicht hingehört, auf dem der Erziehung nämlich. Sie herrscht da leider kaum weniger uneingeschränkt als anderswo, und sie äußert sich in einem steten Schwanken von Strenge zur Milde; von Milde zur Strenge. Wir meinen nicht das Schwanken des einzelnen Erziehers; das ist ja menschlich und entspricht sogar bis zu einem gewissen Grade dem richtigen Grundsatz, daß die Verfehlungen der Zöglinge ganz verschie= den zu werten sind, sondern das Schwanken von Generation zu Generation. Man kann, wenig= stens die letzten zwei Jahrhunderte hindurch, fast in allen europäischen Ländern verfolgen, wie auf ein straflustiges Geschlecht ein nachsichtiges folgt, immer auf ein allzu hartes ein allzu weiches. Die Erklärung liegt nahe. Wenn aus den Kin= bern Eltern werden, dann wollen sie es eben an= ders machen als ihre Eltern. Teils aus Trotz, teils aus Bescheidenheit; sie betrachten sich selbst als das Werk ihrer Eltern und finden, daß sie übel geraten sind — also zu schwer für uns wa= ren. Den einen haben unlösbare Rechnungen um wundervolle Frühlingsnachmittage betrogen, den andern hat der deutsche Aufsatz bis in den tiefsten Schlaf verfolgt, dem dritten haben die unregel= mäßigen Verben der fremden Sprachen die gan= zen Sommerferien verdorben. Nun freilich, die Herren Professoren verlangen zuweilen Unmög= liches. Aber warum lächeln wir Alten, wenn wir an unsere Schulnöte zurückbenken? Weil das Le= ben noch viel "unvernünftigere" Forderungen

stellt als die Schulgewaltigen, und weil wir längst eingesehen haben, daß sie bewußt oder unbewußt im Grunde das Richtige getan haben. Schüler, von dem nie etwas verlangt wird, was er nicht oder noch nicht leisten kann," sagt John Stuart Mill, der doch ein Wunderkind war, "wird nie alles leisten, wozu er fähig ist." Nicht – oder noch nicht — darin liegt es. Auch in dem willigsten Schüler steckt ein gerütteltes Maß voll Bequemlichkeit, und wenn er nicht gezwun= gen wird, sich eines Teiles davon zu entledigen, so wird er nie zum Bewußtsein seiner ganzen Kraft gelangen. Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen, — das wußten schon die Griechen. Und wer sich von der verzärtelnden Muhmenweisheit der letzten Jahrzehnte zu an= deren Meinungen hat verführen lassen, den dürfte das gewaltige Erlebnis der allerletzten Jahre wieder zu der gefünderen Auffassung der Alten bekehrt haben.

Sflaven haltende Ameifen.

Im Bergwald von Neu-Guinea beobachtete Detzner (4 Jahre unter Kannibalen) ein Amei= senvolk, kleine weißgrüne Tierchen, die in Baum= strünken leben. Sie sind nur klein, halten sich aber große bernsteinfarbige Artgenossen als Skla= ven. Sie schicken diese als Sammler aus, über= wachen deren Arbeit und nehmen ihnen an den Eingängen zum Bau die hergeschleppten Mate= rialien ab, verstauen diese Beute in den Vor= ratskammern und treiben die Großen zu neuen Erkundigungsgängen an. Wehe, wenn einer der Bernsteinfarbenen vor der Abendstunde in den Bau einzuschlüpfen versucht! In Massen fallen sie über ihn her und beißen ihn hinaus. Erst nach voller Arbeitszeit dürfen die Sklaven den Staat betreten, in dem sie ihre eigenen Unterfunftsräume besitzen. Dr. R. B.

Gine gute Antwort. Der Kardinal de Luhnes am Hofe Ludwigs des Fünfzehnten ließ sich bei einer seierlichen Gelegenheit die Schleppe seines Gewandes von einem Kitter tragen. Über diese Anmaßung sprach sich der ebenfalls anwesende Marquis de Conflans ziemlich abfällig aus. Der pretentiöse Diener Gottes erklärte, die Sache sei schon in Ordnung und der Kitter hätte den Priester zu ehren. Übrigens habe er auch schon ein Glied der Familie Conflans als Schleppensträger gehabt. "Das ist schon möglich," erwisderte der Marquis kalt, "es hat in unserer Familie schon immer arme Teufel gegeben, die, um leben, zu können, den Teufel beim Schwanz ziesen mußten!"